

Die Lieder der verlorenen Ordnung

Mein Opa Wilhelm Berens — gesprochen: Willem — wurde am Ende des 19. Jahrhunderts geboren. In seiner Kindheit lauschte er den Küchenliedern seiner Mutter. Es waren Lieder wie *Mariechen saß weinend im Garten, Kein Heimatland, kein Mutterhaus* oder *Wenn ich den Wanderer frage*. Ich habe diese Lieder nicht mehr aus erster Hand gehört, aber sie gehören doch zu meinem inneren Erbe. Sie erzählen von einer Stimmung, die weit älter ist als ich: von Heimweh, Verlust, Verlassenheit, von einer Welt, die noch da ist und doch schon zerfällt.

Eigentlich war es ein melancholisches Ressentiment, ein Nachhall der Romantik, der tief in die Häuser der einfachen Leute drang. In diesen Liedern sang nicht nur ein einzelnes Mädchen im Garten. Es sang eine ganze Lebensordnung, die spürte, dass sie ihre Selbstverständlichkeit verlor.

„Der Franzose“ hatte — genau so singularisiert — die Revolution nach Deutschland getragen. Das war mehr als eine politische Erinnerung. Es war eine Erzählfigur. In Werl hatten napoleonische Truppen aus der Kapelle am Hellweg buchstäblich einen Schweinestall gemacht. Das konnte man als Entweihung erzählen, als Kränkung, als Zeichen einer neuen Zeit, in der das Heilige nicht mehr geschützt war wie früher. Aber derselbe „Franzose“ brachte nicht nur Kränkung. Er brachte auch neue Rechtsprechungsprinzipien, die Trennung von Kirche und Staat, neue Fernstraßen, eine neue Verwaltung. Und der Wiener Kongress beendete wenigstens ein Stück weit jene mühsame Kleinstaaterei, die wir heute leicht romantisieren, weil wir ihre Beschwerlichkeit nicht mehr am eigenen Leib erfahren.

Das Trauma des 19. Jahrhunderts war gerade diese Ambivalenz. Die alte Lebensordnung löste sich auf, aber die neue war nicht einfach schlecht. Für den Sauerländer, den Schlesier, den Eichsfelder entstanden nach und nach Arbeitsplätze. Menschen konnten Wege gehen, die ihren Eltern noch verschlossen gewesen wären. Joseph Hunolds Tochter Maria, Marie genannt, die Großtante meiner Frau, fuhr zweimal im Jahr von Heiligenstadt nach Paderborn und einmal nach Göttingen. Um 1900 hatten sich in diesem Raum die ersten Bahnlinien etabliert. Man konnte sich bewegen. Man konnte zu Jahrmärkten fahren, nach Paderborn zu Libori oder nach Münster zum Send. Man konnte Menschen sehen, die anders sprachen, sich anders kleideten, anders auftraten. Man konnte sie beobachten, bestaunen, vielleicht sogar imitieren.

Und doch hatte diese neue Beweglichkeit ihren Preis. In Köln oder Hamburg brauchte es christliche Initiativen, um die vielen jungen Männer aufzufangen, die in Gemeinschaftsunterkünften dahinvegetierten, weil sie Arbeit in den aufstrebenden Industrien suchten. An der Gussstahlstraße in Bochum etablierte sich mehr als nur Industrie. Wer die alte Ordnung verließ, fand nicht automatisch Freiheit. Oft fand er zuerst Enge, Lärm, Entwurzelung, Ausbeutung, Versuchung, Einsamkeit.

Auch die Architektur erzählte davon. Die neuen stolzen Kathedralen zeigten den Menschen nicht mehr das Kreuz, sondern die Zeit an: Bahnhöfe, Rathäuser, Gefängnisse, Einkaufsmeilen. In Oslo konnte ein Gefängnis wie ein Monument der neuen Ordnung wirken, in Mailand eine Passage wie ein Tempel des Konsums. Im Ruhrgebiet ragten später Malakowtürme auf, Hallen, Werkstore, Umfriedungen industrieller Areale, kunstvoll verziert wie Klöster einer neuen Arbeitsreligion. Die alte Welt war nicht einfach verschwunden. Aber ihre Zeichen wurden überlagert. Neben die Kirchtürme traten Zeittürme. Neben den Kalender der Heiligen trat der Fahrplan. Neben die Prozession trat der Schichtwechsel.

Vielleicht wurden deshalb in den Küchen so viele traurige Lieder gesungen. Nicht, weil die Menschen einfach rückwärtsgewandt waren. Sondern weil sie spürten, dass sie in einer Übergangszeit lebten, ohne deren Sprache schon zu besitzen. Die Romantik gab dieser Erfahrung Töne. Sie konnte aus Verlust Schönheit machen. Aber sie konnte den Verlust nicht aufheben.

Das Trauma des 19. Jahrhunderts war der Verlust der alten Lebensordnung. Das Trauma des neuen Jahrhunderts war das Ausmaß des Krieges, verbunden mit dem Verlust des neuen Jahrhunderts war das Ausmaß des Krieges, verbunden mit dem Verlust der alten Autoritäten.

Mein Opa Wilhelm zog noch mit Hurra in den Krieg und kam tief enttäuscht zurück. Er gehörte wohl nicht zu jenen Burschenschaften, die den Erwachsenen vorwarfen, genau das zu tun, was sie der Jugend verboten: rauchen, trinken, tanzen. Aber er gehörte zu denen, die in den Ardennen in den Schützengräben Körperteile gelassen hatten — und das Vertrauen in die Obrigkeit.

Das ist ein härterer Verlust als ein verlorenes Lied. Wer ein Bein verliert, kann lernen, anders zu gehen. Wer einen Arm verliert, kann lernen, anders zu greifen. Wer aber das Vertrauen in die Autoritäten verliert, verliert nicht nur Gehorsam. Er verliert Orientierung. Er verliert die alte Gewissheit, dass die da oben es schon irgendwie besser wissen. Der Krieg hatte gezeigt: Sie wussten es nicht besser. Oder schlimmer: Sie wussten es vielleicht und taten es trotzdem.

In diese Suchbewegung nach neuen Autoritäten bin ich noch hineingeboren worden. Sie begann 1919 und hatte fünfzig Jahre später ihr Ende noch nicht gefunden. Die alte Obrigkeit war beschädigt. Die neuen Autoritäten mussten sich erst bewähren. Lehrer, Pfarrer, Bürgermeister, Ärzte, Professoren, Parteien, Kirchen, Gewerkschaften, Verbände — sie alle standen unter dem unausgesprochenen Verdacht: Könnt ihr tragen, was ihr verspricht? Oder seid ihr nur neue Fassaden für alte Macht?

Vielleicht ist das eine der langen Linien, die bis in mein eigenes Denken reichen. Ich habe immer nach Menschen gesucht, die Instanz sein konnten, ohne sich selbst zur Instanz zu erklären. Menschen, die fragten. Menschen, die nicht nur eine Ordnung verwalteten, sondern eine Welt offenhielten. Menschen, die alt wurden und trotzdem nicht hart. Menschen, die Autorität nicht aus Amt, Rang oder Lautstärke bezogen, sondern aus Wahrhaftigkeit.

Wir leben immer noch oder immer wieder in der Ambivalenz neuer Ordnungen. Gerade erleben wir, wie die Künstliche Intelligenz unser Zusammenleben umformt. Die einen beobachten das distanziert mit Sorge. Die anderen lassen sich vom neuen Wind zuweilen aufs offene Meer treiben. Manche sehen nur das Werkzeug. Andere sehen nur die Bedrohung. Aber vermutlich ist auch diese neue Ordnung wieder beides: Möglichkeit und Verlust, Entlastung und Entwurzelung, Beschleunigung und Verarmung, neue Beweglichkeit und neue Abhängigkeit.

Politische Umwälzungen gehören dazu. Auch sie kommen selten als reine Verheißung oder als reines Unheil. Sie kommen als Zumutung. Sie lösen alte Sicherheiten auf, manchmal zu Recht, manchmal zu hastig, manchmal ohne hinreichenden Ersatz. Sie schaffen neue Räume und hinterlassen neue Einsamkeiten. Sie befreien Menschen von überkommenen Zwängen und setzen sie zugleich Kräften aus, die sie allein kaum verstehen können.

Vielleicht besteht die eigentliche Aufgabe nicht darin, die alte Ordnung zu verklären oder die neue vorschnell zu feiern. Vielleicht besteht sie darin, die Ambivalenz auszuhalten, ohne zynisch zu werden.

Das ist schwer. Denn der Verlust singt sich leichter als die Verantwortung. Das Küchenlied weiß sofort, was weh tut. Die neue politische Kultur muss erst lernen, was trägt.

Hier beginnt für mich Hannah Arendt. Nicht als Denkmal, nicht als Autorität, die uns die Gegenwart abnimmt, sondern als Stimme, die daran erinnert, dass Welt nicht einfach vorhanden ist. Welt entsteht zwischen Menschen. Sie entsteht, wo wir einander erscheinen, sprechen, handeln, widersprechen, urteilen, neu anfangen. Sie entsteht nicht durch bloße Ordnung und nicht durch bloße Freiheit. Sie entsteht durch gemeinsame Räume, in denen Verschiedenheit nicht sofort als Bedrohung gilt.

Mein Opa Wilhelm hatte erlebt, wie eine Ordnung zerbrach. Seine Mutter hatte noch die melancholischen Lieder einer verlorenen Welt gesungen. Ich lebe in einer Zeit, in der wieder vieles zerbricht, aber noch nicht klar ist, was daraus werden kann. Vielleicht ist das die eigentliche Erbschaft: nicht die Sehnsucht nach früher, sondern die Pflicht, Übergänge sprachfähig zu machen.

Denn wo der Übergang keine Sprache findet, entstehen Ressentiment und Kitsch. Wo er Sprache findet, kann aus Schmerz Urteil werden. Und vielleicht sogar Anfang.